



Illustration Barbara Yelin

Das Gesicht des Ajatollahs im Mond

Macht und Ohnmacht: Erinnerungen des iranischen Autors Amir Hassan Cheheltan an die Islamische Revolution 1979 und ihre Folgen für die Menschen.

Von Verena Lueken

Wann genau begann die Iranische Revolution? War es am 7. Januar 1978, als in einer Tageszeitung ein verunglimpfender Artikel über Ajatollah Chomeini erschien, der im Exil im Irak saß, und am Tag darauf Männer, die gegen diesen Artikel protestierten, in Ghom mit Militärgewalt aufgehalten wurden und es zu einem Blutbad kam? Oder war es am 8. September 1978, dem Tag eines enormen Protestmarschs in Teheran, bei dem zahlreiche Menschen getötet wurden, niedergeschossen von den Soldaten des Schahs? Oder vielleicht am 6. November desselben Jahres, als der Schah im Fernsehen zugab, Fehler gemacht zu haben? Oder doch am Tag zuvor, jenem 5. November, an dem Homajun Firuz als Teilnehmer einer Demonstration gegen den Schah die Scheibe zum Spirituosenhandel seines Vaters einwarf und zur Plünderung des Ladens aufrief? Es gibt gute Gründe, jedes dieser Ereignisse für den Beginn der

Revolution in Iran zu halten. Amir Hassan Cheheltan zählt sie auf und wägt. Schließlich spricht das beste Argument seiner Ansicht nach für den 1. Januar 1979.

An diesem Tag wurde Homajun in seinem Kampf gegen den Schah auf der Straße angeschossen und erlag kurz darauf seinen Verletzungen, und der Spirituosenhändler Firuz wurde wieder ein anerkannter Bürger. Nach der Plünderung seines Geschäfts durch seinen Sohn und dessen revolutionär Gleichgesinnte war der Spirituosenhändler im Viertel nicht mehr hoch angesehen und monatlang isoliert gewesen. Am 1. Januar 1979 aber, dem Todestag seines Sohnes, stattete ihm der Moscheevorsteher Hadsch Agha Tarabi mit einigen regelmäßigen Moscheegehern einen Kondolenzbesuch ab. Der Spirituosenhändler war nun der Vater eines Märtyrers. Und er erwies sich der neuen Rolle ohne Zögern als würdig – ein untrügliches Zeichen für den Beginn der neuen Zeit und einer der ersten Erfolge der Revolution, bevor der Schah sechs Wochen später tatsächlich gestürzt wurde.

Im ersten Kapitel seines neuen Buchs, in dem er die Frage nach dem Beginn der Revolution stellt, erweist sich Amir Hassan Cheheltan auf Neue als der vielschichtige, ironieversierte Beobachter und Erzähler, als den wir ihn in seinen früheren Büchern über seine Heimatstadt Teheran und sein Land Iran kennengelernt haben. Hier berichtet er aus der Erinnerung, was während der Islamischen Revolution geschah – und zwar anhand der Erlebnisse vor allem in dem Viertel, in dem er wohnte, einem mittelständischen Stadtteil mit Händlern und Handwerkern, einige gläubig, andere weniger, die meisten geschmeidig, wenn es um ihre politischen

Sympathien ging. Cheheltan selbst war damals zweiundzwanzig und steht ein wenig abseits vom Geschehen, aber mit scharfer Beobachtungsgabe und möglicherweise einem Notizbuch, so farbig sind die Details, so genau die Beschreibungen der Geschehnisse, des Protests immer neuer Gruppen von Unzufriedenen, Ausgrenzten, Arbeitslosen, Wohnungslosen, und auch der Armenbewegung, die ideologisch ungebunden am Rand von Teheran Siedlungen gründete.

Was aus den Kinos wurde, aus den Protestierten und Bordellen, aus den Büchern, der Universität, den Zeitungen und Radiostationen, aus den Fernsehkanal und aus dem Alkohol, der nicht nur in Firuz' Spirituosenladen ausgeschenkt wurde – all das erzählt Cheheltan einerseits nüchtern, andererseits fällt er manchmal in seinen typischen fast märchenverhafteten Erzählton, etwa wenn es um die rasante Inflation oder auch den titelgebenden Vogel geht, der „Lang lebe der Schah“ kräht, als das niemand mehr unterschreiben würde und die Fatwa gegen den Schah längst verhängt ist.

Erstmals am 2. Dezember 1978 hörte Cheheltan in seinem Viertel die Rufe „Allah Akbar“. Vermutlich war es die Frau des Schneiders, die damit anfang, und dann schallte es plötzlich von allen Dächern. „Wie wandlungsfähig Menschen sein können, sobald der Wind sich dreht“, so dachte er damals schon und hielt sich am Rande, selbst als eines Tages im Mond das Gesicht des Ajatollah Chomeini erschien. Auch der Spirituosenhändler Firuz konnte es sehen. Er und viele andere kletterten auf die Dächer, und Firuz „konnte den Bart des Ajatollahs ausmachen, den Mund, die Augen, die Brauen, auch die Nase und sogar die dauerhafte

Sorgenfalte auf der Stirn, ein Zeichen für seine überirdischen Kräfte“. Auch solcher Mumpitz gehörte zur Mechanik dieser Revolution.

Cheheltan lässt die großen politischen Ereignisse, vor allem den Kampf der Kurden, nicht unerwähnt. Aber vor allem interessiert ihn, wie die Menschen reagieren, wie sich die Stimmung dreht, die Gewalt hochschaukelt, wie Macht durch Bewaffnung plötzlich verführerisch wird in Kreisen, die vorher vor allem Tee tranken und manchmal einen Schluck beim Spirituosenhändler nahmen, und wie langsam, aber sicher der Klerus durch Nachbarschaftsvereine, Nothilfen und schließlich brutale Herrschaft aus jedem religiösen Anlass ein politisches Ereignis und die neuerliche Islamisierung der Iraner zu ihrer vordringlichen Aufgabe machte.

Die Frauen ergaben sich teilweise nicht ohne Widerstand, doch der Entzug ihrer Rechte geschah in den ersten Tagen nach der Rückkehr Chomeinis. Und je rechtloser die Menschen wurden, desto selbstverständlicher wurde ihnen offenbar die Gewalt, die öffentlichen Auspeitschungen, die öffentlichen Hinrichtungen, die blutige Rache als Prinzip und Zerstörung als politische Agenda. Eine wahre Geschichte des Horrors, auf eine Weise erzählt, in der aufscheint, dass es auch anders hätte kommen können.



Amir Hassan Cheheltan: „Der standhafte Papagei“. Erinnerungen an Teheran 1979.

Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2018. 197 S., geb., 22,- €.

Ein bisschen Frieden

Steampunk-Abenteuer um 1900: Özgür Mumcu, früher Kolumnist bei der Zeitung „Cumhuriyet“, legt ein eindrucksvolles Romandebüt vor.

Von Karen Krüger

Dieses Buch steckt voller doppeldeutiger Figuren, Bilder und Begegnungen. Da ist etwa der großwüchsige anarchistische Schwede, der in Paris als Maler scheitert, deshalb in Kairo zum Sufi wird und danach in Belgrad als feuerspuckender Derwisch in seinen Selbstmord tanzt und dabei Dutzende von Zirkusbesuchern mit ins Jenseits befördert. Da ist auch der Istanbul Schlachthofbesitzer, der vor dem Opferfest per Telegramm hundert Stiere bestellt, aber tausend geliefert bekommt. Ein ungeschickter Telegrafbeamte hatte sich leider vertippt. Das Heer aus Stieren kann natürlich niemand bändigen. Sie rennen alles und jeden über den Haufen und terrorisieren wochenlang die Stadt. Als einer der Stiere sich gerade anschickt, einen feinen Istanbul Herrn aufzuspießen, kann der Straßenjunge Celal das Tier überwältigen. Zum Dank wird

Celal adoptiert und fortan in Reichtum und Bildung gebadet. Er wird Jurist und heimlicher Autor erotischer Romane über falsche Eunuchen, Sexgelage in Karawansereien und unersättliche Haremsdamen. In Frankreich, wo der Orientalismus gerade wilde Blüten treibt, reißt Parlamentarier, Bergarbeiter und Generäle sich gleichermaßen um die verbotene Literatur und machen Celal zu einem noch vermögendere Mann.

Der junge Celal steht im Mittelpunkt des rasant erzählten Steampunk-Abenteuers von Özgür Mumcu. „Die Friedensmaschine“ ist das beeindruckende Debüt des Einundvierzigjährigen, der Jura an der Istanbul Galatasaray-Universität lehrt und lange Kolumnist der türkischen Oppositionszeitung „Cumhuriyet“ war.

Ein verpatztes Duell zwingt Celal, Istanbul in Richtung Frankreich zu verlassen. Es ist das Jahr 1902, und neue Erfindungen verleihen der Welt ein neues Gesicht. Wer übers Meer möchte, besteigt ein Dampfschiff, für Überlandfahrten nimmt man statt der Kutsche jetzt lieber den Zug. In Paris gerät Celal in einen Geheimzirkel, der einen schrecklichen Krieg über Europa heraufziehen sieht. Nur eine neue Maschine – die Friedensmaschine – kann ihrer Ansicht nach die Krise abwenden. Ihr Erfinder behauptet, sie könnte die Menschen durch das Aussenden elektromagnetischer Wellen friedliebender machen. Ihre Wirkung beruht auf einer autoritären Manipulation des menschlichen Geistes. Die Freunde finden, dass das Abwenden eines Krieges wichtiger ist, als den freien Willen zu respektieren.

Bevor die Maschine in Gang gesetzt werden kann, muss Celal in der Rolle eines serbischen Offiziers eine Revolution anzetteln und als Zirkusartist seinen Kopf in das Maul eines Löwen halten. Die Löwenbändigerin ist Céline, die entzückende Illustratorin seiner erotischen Romane. Die beiden können sich nur mit Mühe eines unbekanntes Dritten erwehren, der ganz andere Ziele mit der Friedensmaschine verfolgt.

Özgür Mumcu ist klug genug, zu direkte Anspielungen mit der Lage in der Türkei zu vermeiden. Man spürt aber, dass er sich mit Despoten, Fake News und Verschwörungstheorien auskennt. Er musste schon als sehr junger Mensch erfahren, wohin eine Einteilung der Welt in „wir“ und „sie“ führt: Özgür Mumcu ist der Sohn von Uğur Mumcu, dem bekanntesten Investigativjournalisten der Türkei. Wie Jahre später sein Sohn, arbeitete er für die „Cumhuriyet“. Er recherchierte über dunkle Machenschaften staatlicher Organe, als ihn im Januar 1993 eine Autobombe vor seinem Haus tötete. Einige radikale Islamisten wurden wegen des Mordes verurteilt. Hinweise, auch türkische Sicherheitskräfte seien an dem Attentat beteiligt, ignorierte die Justiz. Gut möglich, dass Mumcu einigen Politikern zu nahe gekommen war.

Auf diesem schmalen Grat bewegt sich mittlerweile auch Özgür Mumcu. Anfang 2015 sollte er wegen Beleidigung des Staatspräsidenten vier Jahre ins Gefängnis. Das Gericht sprach ihn frei. Auch die ultranationalistische Partei MHP versucht, Mumcu zum Schweigen zu bringen.

In einer ganzseitigen Zeitungsanzeige, die kurz nach den Präsidentschaftswahlen erschien, listete sie 59 Journalisten namentlich als „Verleumder“ auf – unter ihnen Özgür Mumcu. Man werde sie „nicht vergessen“, sie hätten eine „Difamierungskampagne“ geführt.

Schreiben ist in der Türkei schon immer ein Wagnis gewesen. Doch immer gab es dort Menschen, die dem kritischen Wort trotzdem treu bleiben. In der „Cumhuriyet“, für die sein Vater und dann Mumcu selbst arbeitete, hat kürzlich eine nationalistische Altherrenriege, die nichts von all dem hält, die Leitung übernommen. Einige Journalisten, unter ihnen Özgür Mumcu, haben daraufhin ihre Schreibtische geräumt. Alles andere wäre auch enttäuschend gewesen, denn man kann sich den neugierigen Freigeist Mumcu nur auf einem Stuhl vorstellen, wie er ihn in seinem Roman beschreibt: „Ein guter Stuhl sollte einem Fohlen auf zitterigen Beinen gleichen. Und tut das auch meistens. Wer auf einem Stuhl sitzt, denkt daher ganz anders als jemand auf einer Bank.“ Wer Mumcu bisher nur als analytischen Kommentator kannte, entdeckt ihn jetzt als großen Erzähler.



Özgür Mumcu: „Die Friedensmaschine“. Roman.

Aus dem Türkischen von Gerhard Meier. btb Verlag, München 2018. 288 S., geb., 22,- €.

Mit einem Zittern fängt alles an

Zoltán Danyi und Goran Vojnović blicken zurück auf die Jugoslawien-Kriege der Neunziger. Ihre Romane lassen befürchten, dass die Ereignisse noch lange nachwirken werden.

Von Tilman Spreckelsen

Safet Dizdar verschwindet am 4. März 1992. Der Serbe mit bosnischen Wurzeln lebt mit seiner Familie im slowenischen Ljubljana, was in den Zeiten Jugoslawiens eher unproblematisch ist. Als aber das Land zerfällt und statt der Zugehörigkeit zum Gesamtstaat nun viel wichtiger ist, ob einer Serbe, Kroatie oder Slowene ist, befördert ihn die Polizei über die Grenze. Seine Frau Vesna und sein Sohn Jadran erfahren erst Tage später, dass er immerhin noch lebt, in der kleinen bosnischen Stadt, aus der Safets Vater stammt. Um dort zu kämpfen, wie die slowenische Polizei vermutet. Und als wenig später in der angespannten Ruhe von Safets Städtchen aus der Ferne Schüsse zu hören sind, denkt der aus Slowenien Vertriebene: „Es hat angefangen, endlich.“

So jedenfalls reimt es sich sein Sohn Jadran zusammen, gut zwanzig Jahre später, als die Familie auf der Beerdigung seines Großvaters Aleksandar das erste Mal wieder zusammentrifft, als sein Vater plötzlich wiederauftaucht und die Ereignisse von damals wieder schmerzhaft präsent werden. Weil sie, so schildert es der slowenische Autor und Regisseur Goran Vojnović in seinem Roman „Unter dem Feigenbaum“, immer weiterwirken, weil sich der Riss durch die Familie insgesamt auch in den einzelnen Familienmitgliedern fortsetzt und sich dem jungen Vater Jadran die Frage stellt, wie er seinen eigenen kleinen Sohn davor bewahren kann. Und weil daher, so erlebt es ein verstörter Veteran im Roman „Der Kadaverräumer“ des ungarisch-serbischen Autors Zoltán Danyi ebenfalls Jahrzehnte nach dem Friedensschluss, „dieser beschissene Krieg niemals ein Ende nehmen wird“.

Zwei Romane sind also in diesem Herbst auf Deutsch erschienen, die auf die Jugoslawien-Kriege der neunziger Jahre zurückblicken; die Originalausgaben stammen aus den Jahren 2015 und 2016. In beiden steht nicht das Kriegsgeschehen selbst im Vordergrund, sondern der Versuch, danach ein ziviles Leben wieder aufzunehmen, und die Frage, wie sich der Einzelne und wie sich die Gesellschaft der Vergangenheit stellen sollte. Dabei könnten die Voraussetzungen, unter denen erzählt wird, nicht unterschiedlicher sein, was vor allem der Herkunft und auch dem Alter der Protagonisten geschuldet ist: Vojnovićs Roman nimmt die Perspektive eines jungen Slowenen ein, der wie sein Autor 1980 geboren wurde und der, wie er schreibt, zum ersten Mal einen Toten sieht, als 2012 sein Großvater stirbt – ein Erzähler in einem Umfeld also, das den Krieg glücklicherweise weniger zu spüren bekam als andere Regionen des ehemaligen Jugoslawiens.

Danyis titelgebender Kadaverräumer dagegen, auch er ungefähr im selben Alter wie sein 1972 geborener Autor, ist ein in der Vojvodina gebürtiger Mann, ein Angehöriger also der ungarischen Minderheit im serbischen Staat, der an den Kämpfen teilgenommen hat. Der Roman setzt mit einem Zittern ein, mit der Wahrnehmung des kurz zuvor nach Berlin gereisten Veteranen, dass die Erde um ihn bebt, und diese Unruhe wird ihm nicht mehr verlassen. In 74 hektischen Kapiteln auf 250 Seiten irrt er durch Serbien und Kroatien, er will in Berlin von Tempelhof nach Amerika fliegen, um dem jugoslawischen Elend zu entkommen, und muss dann feststellen, dass der Flughafen seinen Betrieb eingestellt hat. Und er besucht in der Vojvodina eine Theateraufführung, die Erinnerungen in ihm wachruft, die er nur zu gern weiter verdrängt hätte: an die Zeit als Milizionär, in der er mit seiner Einheit in Dörfern einfiel und an Zivilisten Massaker verübte.

„Wir haben es getan, weil wir es konnten, und wenn es so geschah, dann musste es auch so geschehen, und wenn es so geschehen musste, dann kann keiner von uns etwas dafür, dass wir es getan haben.“ So kommentiert der Veteran diese auf ihn eindringende Erinnerung einmal, und es ist völlig unklar, von wem dieser ungeheuerliche Satz stammt – von einem Befehlshaber, einem Kameraden, ihm selbst? –, und ebenso, wann diese Parole ausgegeben wurde und ob der Veteran aus dem Abstand vieler Jahre noch daran glaubt, wenn er es denn je getan hat.

Jedenfalls reichen diese Worte nicht aus, um das innere Beben zu beschwichtigen, das sich auch im Körperlichen manifestiert (der Veteran berichtet ausführlich über die seit dem Krieg in Unordnung geratenen Funktionen seines Darms und seiner Blase) und ihn schließlich zu einem obskuren Heilpraktiker führt, der sich später als der untergetauchte Serbenführer Radovan Karadžić entpuppt – von dessen Verhaftung im Juli 2008 liest er dann in der Zeitung. Den Zustand Serbiens, das

er mit einem „pleitegegangenen Unternehmen“ und mit dem „Klo des Belgrader Busbahnhofs“ vergleicht, malt er sich in den schwärzesten Farben, vor allem aber wird ihm immer klarer, dass die Zeit des aggressiven serbischen Nationalismus, „jene alles verwüstenden, alles ausbeutenden Jahre noch nicht zu Ende waren, und sie würden vermutlich auch nie mehr zu Ende gehen, zumindest was ihn anbelangte, mit Sicherheit nie“. Er jedenfalls läuft durch die zivile Gegenwart und trägt wüste Tötungsphantasien mit sich herum.

Luft macht sich der Einzelgänger in gespenstischem Gerede, das niemand hört, den es angeht – sein Pfleger in einem deutschen Krankenhaus verlässt währenddessen einfach das Zimmer, ein Clochard auf einer Parkbank verschläft die Erzählung des derangierten Serben, und die Eiswürfel in seinem Cocktailglas erweisen sich noch als die respektvollsten Zuhörer seiner Suada von den begangenen Kriegsverbrechen. Als er dann versucht, das Geschehen aufzuschreiben, kommt er nur zu wenigen Sätzen in den eigens dafür gekauften Heften, die er anschließend in den Müll wirft.

Der andrängenden Erinnerung und der Einordnung des Geschehens kann er sich trotzdem nicht entziehen. Kaum zufällig arbeitet er an einem Großmosaik im Haus eines reichen Kriegsgewinners; auch später dienen explizit die Mosaikteile als Metapher für seine Bewältigungsarbeit. Dem Kern des Ganzen nähert er sich sprunghaft, die varierende Wiederholung des Gesagten erweist sich als wirkungsvolles Stilmittel für diese quälende Suche, die schließlich in der Deutung seiner Nachkriegsarbeit als „Kadaverräumer“ zur Beseitigung von Tierleichen mündet: Seine Gruppe sei aus einer Einheit hervorgegangen, die zuvor Kriegsverbrechen verübt hatte.

Diese Bewegung, die sich durch mehrere Schichten der Vergangenheit arbeitet, um zu einer Wahrheit vorzustoßen, die das fragile Selbstverständnis und die Identität des Suchenden betrifft, liegt auch der Familiengeschichte zugrunde, die Jadran, der Slowene mit bosnisch-serbisch-kroatischen Wurzeln, im Roman „Unter dem Feigenbaum“ erzählt. Dass er dabei notgedrungen spekuliert, legt er selbst offen, wenn er etwa detailliert von der Ankunft seines Vaters in jenem bosnischen Städtchen erzählt, obwohl er doch, wie er einräumt, weder Zeuge davon war, noch sein Vater je davon erzählt hatte. Ähnlich verhält es sich mit der spannungsreichen Liebesgeschichte der Großeltern oder einem einjährigen Kairo-Aufenthalt des Großvaters, und auch über die wechselseitig zugefügten Verletzungen innerhalb der Familie gibt es nur Vermutungen, die im Verlauf der Handlung an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Die vier bis fünf Generationen, die Jadran dabei in den Blick nimmt, vertreten auch unterschiedliche Teilrepubliken des jugoslawischen Staats, und die Konflikte spiegeln sich in den Sticheleien der Familienmitglieder untereinander, die bisweilen explizite Stereotypen, die an die Ethnien geknüpft sind, zum Inhalt haben – was um so heftiger wird, je manifestere die Spannungen zwischen den Teilrepubliken auf der politischen Ebene werden.

Was das bedeutet, erfährt Jadran, als er als Sechzehnjähriger ins Bosnien der Nachkriegszeit fährt und seinen Vater kaum mehr wiedererkennt. Tatsächlich sind die Verstörungen über diejenigen, die einem eigentlich am nächsten sind, ein großes Thema dieses Romans, und auch die Erschütterungen über die Zeitleläufe, die das begünstigen: „Als hätte jemand eine Grenze mitten durch mich hindurchgezogen.“

Beiden Romanen gemein ist die verschlungene, hakenschlagende Chronologie. Struktur verleiht ihnen jeweils nicht eine geradlinig erzählte Handlung, sondern im Gegenteil der Versuch, aus der Rückschau ein Geheimnis aufzudecken, das von Anfang an da gewesen ist und das ebenso gut außerhalb wie innerhalb des jeweiligen Protagonisten liegt. Und während in Vojnovićs Roman die Familie alles ist, im Guten wie im Schlechten, stolpern in Danyis Buch die Protagonisten allein durch die Welt, von Eltern oder gar Kindern ist so gut wie nicht die Rede.

Vor allem aber beschreiben diese beiden so unterschiedlichen Romane, welch ein Unglück für viele Protagonisten der Zerfall Jugoslawiens bedeutet. „Ich will nur meinen eigenen Staat“, sagt Jadrans Onkel Dane, der Slowene, zu seinem Schwager. Der fragt zurück: „Und deshalb fährst du meinen an die Wand?“ Dass ihr Schicksal untrennbar an den Zustand Jugoslawiens geknüpft ist, wissen beide.



Zoltán Danyi: „Der Kadaverräumer“. Roman.

Aus dem Ungarischen von Terézia Mora. Suhrkamp Verlag, Berlin 2018. 251 S., geb., 24,- €.



Goran Vojnović: „Unter dem Feigenbaum“. Roman.

Aus dem Slowenischen von Klaus Detlef Olof. Folio Verlag, Wien 2018. 352 S., geb., 25,- €.